

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 2

Artikel: Aus Tagebuchblättern [Schluss]
Autor: Escher, Nanny von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— manches, was Schein schien, doch auf eine Wahrheit hindeutete. — Das Spiel des Künstlers, so sehr dem Traumleben verwandt, scheint uns auf einmal einen Blick zu eröffnen in die geheimnisvollen Tiefen, in denen unser Dasein wurzelt. Wir ahnen dann vor den Werken der Kunst, daß hinter dem heitern Kinderspiel ein tiefer Ernst steckt — und daß das, was Willkür schien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht — und wir empfinden diese notwendige Folge zumeist als Harmonie, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunst eigen ist. Wir fangen an zu glauben, daß da etwas von dem, was uns allen genommen ist, etwas aus dem dunklen Grunde unseres Seins offenbar werden könnte; freilich werden wir ja dadurch immer nur zum Ahnen kommen — aber wir wollen dies Ahnen nicht verachten, ist es doch der liebliche Vorbote des Glaubens, der ja ebenso aus der Gemeinsamkeit unseres Gefühlslebens entsprungen; erhaben über alle egoistischen Bestrebungen, die der Tag, das Leben notwendig mit sich bringen, die entzweien und zum Kampfe führen, stellt die Kunst einen schönen Frieden, eine Harmonie her. Wir können durch sie erhoben sein in eine Region über allem Lieben und Hassen. — Ein Hauch der Versöhnung begleitet sie, und was der Wille heftig fordert und erkämpft im Leben, das schweigt vor ihr, vor ihrem stillen Schauen, vor ihrem stillen Lauschen. Wir werden dem ähnlich, was man sich unter Göttern denkt — die Ruhe kommt, die alle Angst des klopfenden Herzens verscheucht — die große Gelassenheit. Ja, wenn sich die Kunst so recht in ihrer Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Friede auf der Welt hergestellt; aber sie ist ja auch nur menschlich, Schwächen mischen sich ein — Verzeichnungen und dergleichen mehr.

Aber auch mit der kleinen Abschlagszahlung, die uns die Kunst bietet zu einer Erhebung in reinere Höhen, in friedlichere Tiefen, dürfen wir zufrieden sein — und so begrüßen wir sie gern, wo sie uns nur etwas von ihrer Hoheit offenbart.

Die Kunst steht über den Gegensätzen, welche der Kampf ums Dasein geschaffen hat — ein friedliches Element — und so lieben wir das kindliche Spiel, aus dem sie hervortwächst.

Dem Ertheil gegenüber, welches mir vor 60 Jahren auf die Welt mitgegeben wurde, habe ich lange nicht genug geleistet....

Die Natur hat mir gute Anlagen zum Sehen und Schauen mitgegeben; von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und Geduld, das große Erbgut der Armen, wenn sie es richtig zu gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie in den einfachen Grundformen, wie sie noch im Volke lebt — meine künstlerische Erziehung war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all das Licht und die Farben zu sehen, welche der Wechsel der Tageszeiten hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf zu den Bergen, wo die Schatten mitzogen... Diese Vorschule des Sehens dauerte bis in mein zwanzigstes Jahr; dann erst kam ich in die Kunstakademie, und nachher quälte ich mich jahrelang, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen."

Wie glücklich muß der im Schaffen sich fühlen, der über diesem Glück den Schmerz vergißt, bis zu seinem 50. Jahre von der großen Mehrheit seiner Landsleute nicht verstanden worden zu sein!

Aus Tagebuchblättern

von Nanny von Escher.

(Schluß.)

Den 23. März.

Manchmal packt mich ein Zweifel an aller Freundschaft. Wichtig und wertvoll kommt sie mir vor wie ein schillernder Nebelschleier, der vor der Sonne des Egoismus zerfließt. Dahinter liegt die Welt, doppelt kalt und öde. Manchmal aber denke ich an alles, was die Freundschaft mir gab, und dann sage ich mir: sie war doch mein höchstes Gut. Wir dürfen

sie nur nicht für einen Besitz halten, mit dem wir rechnen können; sie ist ein Glückslehen.

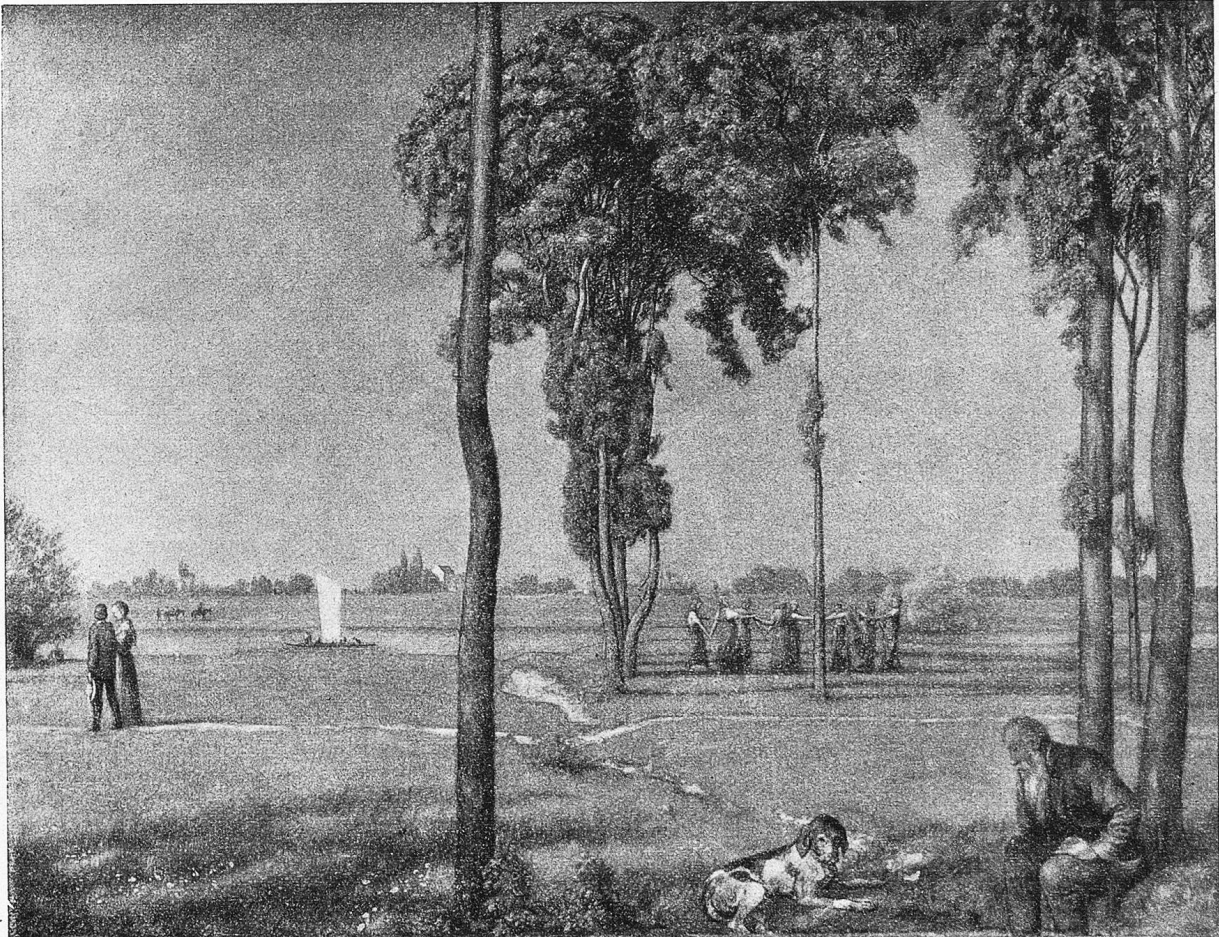
Den 24. März.

Einen sprechenden Beweis von der Macht der Bodenzugehörigkeit habe ich heute erfahren. Einer der Briefträger, der mir durch seine Anhänglichkeit oft aufgefallen war, blieb gestern eines Kirchganges wegen fort. Als ich ihn heute

fragte, wie ihm die Umgebung von Embrach gefallen habe, wo eine alte Base bestattet worden war, antwortete er mit strahlenden Augen: „Mir war, ich sei daheim, das liegt halt im Blut!“

Nun wollte ich wissen, von welcher Seite er aus unserer Gegend stamme.

wohnt, an dem der Pfarrer ein prächtiges Gedicht des fernen Kranken, der seiner schlichten Mutter stets ein treuer Sohn blieb, vorgetragen habe. Daraufhin las ich meinem Berichterstat-ter einige Stellen aus jener Dichtung vor, in der Prof. Bockhart seinen Gang zur Aufnahmeprüfung im Seminar Rüschach schildert: „im



Hans Thoma: Sommerlandschaft.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

„Der Mann der verstorbenen „Bäsi“ war der Bruder meiner Großmutter. Vielleicht kennen Sie den Sohn der Toten, Prof. Jakob Bockhart?“ fügte er schüchtern hinzu. Auf meine Versicherung hin, daß ich ihn nicht bloß kenne, sondern als Mensch und Dichter aufrichtig verehere, wurde er gesprächig. Ein Vertreter des Gymnasiums habe ihm aufs freundlichste alles erklärt.

„Wo Schloß Teufen liegt, zeigte er mir und die Ruine Freienstein.“ Und er erzählte weiter, Nationalrat Forrer sei gekommen und habe als „Gegenschwäher“ dem Leichenmahl beige-

schlottrigen Gewand, das ihm ein älterer Bruder freundlich geliehen“ und später den Abschied vom heimischen Hof. Bis zur Grenze ihres Grundbesitzes begleiteten ihn Vater und Mutter, sie sprachen nicht mehr, sie drückten ihm nur mit den Worten: „Bleib brav!“ fest die Hand, und er eilte fort, als seien ihm Feinde im Rücken; denn er fühlte, daß er sich der Tränen nicht erwehren könne. Auf einem Wägelchen folgte die grüne Kiste, die seine bauerlichen Habseligkeiten barg.

Gewiß wird sich meinem andächtigen Zuhörer diese Schilderung ins Gedächtnis einprägen,

wie sie für uns ein unergeßliches Bild geworden ist, das wir schauen, sobald der Name Embrach an unser Ohr schlägt.

Den 27. März.

So reichhaltig war die Post lange nicht gewesen: 9 Briefe und ein Paket Gedichte, die ich beurteilen soll.

Zu meiner Freude kann ich auch ein bißchen dichten. Ich versuche das Gerüst zu einer Ballade aufzubauen. In Küche und Keller rezipiere ich, bis die Verse glatt sind und wiedergeben, was ich leuchtend in frischen Farben vor mir sehe.

Den 1. April.

Glänzenden Einzug hat der April gehalten. Die Häuser am jenseitigen Ufer schimmerten rosig hinter den Tannen wie Heckenröschen, und mit dem Blau des Himmels wetteiferte die Bläue des Sees. Bismarck hätte sich freuen können über die Pracht, welche die Natur an seinem Geburtstag entfaltet hat. Ob er im Stande gewesen wäre, eine vergnügte Miene zu zeigen, bezweifle ich. Finster schaute der eiserne Kanzler vor 30 Jahren drein, als der Zug, der ihn zur Kur nach Rissingen brachte, im Eisenacher Bahnhof ein Weilchen hielt und die dort versammelte Bevölkerung ihn jubelnd begrüßte.

Den 5. April.

Den Himmel reut es wieder, daß er in den letzten Tagen so viel glänzendes Gold verschwendet hat. Er hüllt sich in seinen grauen Büßermantel und schneidet ein grämliches Gesicht, als wollte er uns zurufen: „Schämt euch eurer Frühlingfreude, ihr seid ihrer nicht wert! Was habt ihr mit dem Lenz gemein? Die Triebe der Hoffnung laßt ihr alljährlich verkümmern, die

Blumen der Phantasie welken und verflattern lang vor dem Herbst eures Lebens! Nichts könnt ihr festhalten als die Kälte des Winters; ihr tragt sie wie ein kostbares Gut mit euch herum, ihr teilt sie allem mit, was euch berührt, so wird in euch und um euch alles frostig. Bevor ihr wieder warm zu werden trachtet durch die Freude am Leben und den Mut, den nur die Liebe leiht, verdient ihr den Frühling nicht!“

Schon gestern empfand ich Ähnliches. Als ich den großen Laden schloß und zum Gang hinauf blickte, krochen plötzlich weiße Nebel aus dem Walde heraus und legten sich wie Reif oder Schnee auf die lenzgrünen Matten. So ziehen aus den Falten unserer Seele Furcht und Zweifel über die Fröhlichkeit hin. Würden wir weniger zur Erde schauen, wo diese Abend-schleier sich ausbreiten, sondern hinauf zu den winzigen Sternen, dann wären wir zuversichtlicher und könnten die Augen schärfen für kleine Freuden, die immer irgendwo aufsprießen.

Den 3. April.

Eine junge Malerin, die uns besucht hatte, begleitete ich zum Fußweg, um von unserm Lieblingsplätzchen aus auf die Stadt hinunter zu schauen, die leuchtend in der Abendsonne lag und einer Lorley gleich lockte: Komm doch, komm!

Ich stellte mir vor, wie schön es wäre, am Quai zu spazieren, wo der Frühling seinen Einzug gehalten hat, und unwillkürlich flüsterte ich die Schlusstrophe meiner Waldmann-Ballade wie ein Abendgebet:

Meine Stadt, die mir im Leben
Alles war und alles gab,
Meine Stadt, dir will ich geben
Meine Liebe bis zum Grab!

Abend.

Der Abend hat Augen, wie Kinder sie haben,
Wenn sie sich sehnen, den Schlaf zu empfangen.
Etwas wie Weinen und etwas wie Bangen
Ist dann in ihnen und ein Verlangen
Nach umarmender Dunkelheit.
Und manchmal zuck's wie ein Lächeln auf,
Strömt über in frohes Gebahren,
Und ein Erinnern, das lange begraben,
Beginnt, ein goldener Stern, seinen Lauf.

Gertrud Bürgi, Davos-Dorf.